



Am Scheideweg

*30 Parkplätze weniger, für fünf Wochen.
Eine Kreuzung wird zum Experimentierfeld
für den ökologischen Umbau der Stadt.
Manche Anwohner sind begeistert, andere verzweifelt.
Schon jetzt ist klar: Ohne Streit lässt sich Berlin nicht verändern.*

Von Lars Spannagel, Der Tagesspiegel, 12.10.2020

Die rot-weißen Absperrungen sind mit bunten Luftballons geschmückt, die in der Nachmittagssonne glänzen. Dahinter flitzen zwei etwa dreijährige Kinder auf Rollern über den Asphalt, eine Mutter übt mit ihrem Sohn Fahrradfahren, ein Vater und seine Tochter kicken einen Ball hin und her. Jemand hat mit Kreide bunte Kringel auf die Kreuzung gemalt und „Platz der Begegnung“ dazugeschrieben. Es ist Dienstag, kurz vor 16 Uhr, gleich soll die gemeinsame Baumscheibenbegrünung beginnen. Drei 70-Liter-Säcke mit Blumenerde stehen schon bereit, kleine Töpfe mit blauen Astern und lila Indianernesseln.

„Das ist doch alles ein Witz hier!“, brüllt ein älterer Mann in Mantel und Schiebermütze, als er an den Kindern vorbeigeht. „Ich parke jedes Mal hinten am Lietzensee! Mein Rücken tut weh, meine Knie werden operiert!“ Dann verschwindet er in einem Hauseingang.

Von einer Infotafel, auf der jedermann „konstruktive Ideen und Meinungen“ hinterlassen kann, weht Gestank herüber. Unbekannte haben hier Buttersäure verteilt, es muss in der zweiten oder dritten Nacht der Straßensperrung passiert sein, schon vor einer Woche. Der Geruch nach Erbrochenem will aber nicht verschwinden.

Hier, an der Kreuzung Wundtstraße/Horstweg in Berlin-Charlottenburg, ist Ende September ein „temporärer Stadtplatz“ eingerichtet worden, genehmigt vom Bezirksamt, gefördert unter anderem vom Bundesministerium für Bildung und



Forschung. Die Verkehrswissenschaftler der Forschungsgruppe Experi sprechen von einem „sozial-ökologischen Realexperiment“.

Es geht um eine Fläche von etwa 50 mal 40 Meter, um vielleicht 30 Parkplätze, um eine ruhige Seitenstraße, die für fünf Wochen zur Sackgasse wird. Aber es geht auch um die grundsätzliche Frage, wie Berlin mit seinem Verkehr, seinem Raum und seinen Bewohnern umgehen will. Wer darüber bestimmen darf, wem die Stadt gehört.

In einem ersten Fragebogen, der rund 1800 Mal in den umliegenden Häusern verteilt wurde, heißt es: „Gemeinsam mit Ihnen möchten wir die Fläche gestalten, damit ein zweites Wohnzimmer unter freiem Himmel im Kiez entstehen kann.“ Bis zum 1. November sollen die Anwohner gemeinsam darüber nachdenken, was sie sich wünschen. Weniger Parkplätze? Spielgeräte? Hochbeete, Sitzgelegenheiten, Sonnenschutz, Tischtennisplatten, womöglich sogar öffentliche Toiletten, einen Springbrunnen?

Viele Menschen nehmen das mit Begeisterung an, viele haben den Fragebogen direkt in den Müll geschmissen.

Berlin will sich verändern, muss sich verändern, dafür hat die rot-rot-grüne Koalition ein Mobilitätsgesetz verabschiedet. Zurzeit wird an vielen Stellen im Kleinen ausprobiert, was irgendwann einmal zu einem großen Ganzen werden soll. Ein Stadtplatz für einen Monat, Pop-up-Radwege, temporäre Spielstraßen, am Wochenende wurde der Tauentzien auf Probe für Autos gesperrt: Jeder darf mitreden, mitmachen, mitbrüllen. Und an Ecken wie Horstweg/Wundtstraße könnte sich entscheiden, wie Berlin in Zukunft aussehen wird. Kampflös, so zeigt sich hier, wird das nicht ablaufen.

Die Baumscheibenbepflanzung ist die erste Aktion, mit der der Stadtplatz zum Leben erweckt werden soll. Eine studentische Mitarbeiterin des Projekts und zwei Anwohner lockern mit einem Spaten die Erde rund um eine große Eiche auf. „Die Hundehaufen haben wir vorher schon weggemacht“, erzählt die Studentin. „Waren viel weniger als bei mir in Neukölln.“



Auch ein kleiner Junge mit Wuschelkopf will mitmachen, seine Mutter und die Großeltern helfen. Brigitte Hinger, 74, und Jürgen Lukoschus, 72, wohnen seit mehr als 30 Jahren direkt an der Kreuzung, hier haben sie zwei Töchter großgezogen, jetzt ist ihr Enkel oft zu Besuch.

Von ihrem kleinen Balkon im dritten Stock aus haben Hinger, früher Grundschullehrerin, und Lukoschus, früher Informatiker, den perfekten Blick auf den Platz, der bis vor Kurzem eine Kreuzung war. Ein paar Tage nach der Bepflanzungsaktion zeigt Hinger in den Himmel über Charlottenburg, auf die Bäume, die herrschaftlichen Altbauten ringsum. „Sie sehen: Wir leben hier im Paradies“, sagt sie.

Auch die meisten ihrer Nachbarn wohnen seit Jahrzehnten hier, „es ist sehr viel Stabilität in diesem Haus“. Das gilt auch für den Kiez, der sich nur wenig verändert hat, seit das Paar hier wohnt. Es gibt Restaurants, Handwerker, kleine Läden, Schulen, Kitas. Familien wohnen hier genauso wie Rentner. Bei der letzten Bundestagswahl landeten SPD, CDU und Grüne alle bei etwa 20 Prozent, auch Linke und FDP hatten einen zweistelligen Stimmenanteil, die AfD landete weit dahinter.

Obwohl sie sich so wohlfühlen, bestehen Hinger und Lukoschus nicht darauf, dass alles so bleibt, wie es ist. „Wir freuen uns, wenn hier eine angemessene Veränderung stattfindet“, sagt er.

Aber was angemessen ist, darüber streitet der Kiez nun schon seit gut zwei Wochen. Befürchtungen gibt es viele: Parkplatznot, Sperrmüll, Kinderlärm tagsüber, Krach durch Betrunkene nachts, Ratten, Drogen, Scherben.

Manche Anwohner genießen es, einen neuen Treffpunkt zu haben, wo man früher wegen der wild parkenden Autos kaum die Straße überqueren konnte. Andere sagen völlig ohne Ironie: Wenn der Platz bleibt, muss ich wegziehen. Manche wollen nicht mit Namen in der Zeitung auftauchen, weil sie um ihre Sicherheit fürchten, wenn bekannt wird, auf welcher Seite sie stehen.



Was immer auch passiert, es wird sich vor der Tür von Brigitte Hinger und Jürgen Lukoschus abspielen, dreieinhalb Zimmer ihrer Wohnung gehen zur Kreuzung raus. Helles Parkett, dezenter Stuck, viel Platz, ein zweites Wohnzimmer braucht das Ehepaar sicher nicht.

Den aktuellen Zustand genießen sie fast, Brigitte Hinger hat in den vergangenen Tagen viel Zeit unten verbracht, „drei, vier Nachmittage, immer mal ein Stündchen“, sie ist mit Nachbarn ins Gespräch gekommen. „Ich finde Begegnungen von Menschen immer besser als Autos“, sagt sie. Sie komme vom Dorf, mit der Anonymität der Großstadt habe sie sich nie anfreunden können. „Hier war immer alles zugeparkt, ich finde das hässlich.“

Aber sie stellen sich Fragen. Kommt nach der temporären Umgestaltung bald eine permanente? Was passiert im Sommer? Werden dann die Jugendlichen, die nachts auf der anderen Seite des Kaiserdamms im Lietzenseepark feiern, unter ihrem Balkon abhängen, saufen, grölen?

Für die Sommernächte, sagte Hinger, „befürchte ich das Schlimmste“. Ihr Mann meint, sie seien keine Menschen, die bei Lärm die Polizei rufen, sie unterbricht ihn: „Das weiß ich nicht. Wenn du das drei Mal in der Woche hast?“

Als sie den Fragebogen in ihrem Briefkasten fanden, wurde das Parkverbot bereits mit Schildern angekündigt. „Ich habe mich absolut überfahren gefühlt. Wir wurden ganz kalt erwischt“, sagt Hinger. „Deswegen haben viele Leute so aggressiv und panisch reagiert.“

An der nach Buttersäure stinkenden Infotafel auf dem Stadtplatz lässt sich ablesen, welche Gefühle den Kiez bewegen, täglich kommen grüne Klebezettel dazu.

„Alle Autos weg!“

„Was soll die Scheiße?“

„Lasst uns doch nicht die Zeit mit Meckern verbringen, sondern was Gutes für alle daraus machen!“



„Kein Sperrmüll!“

„Du bist Sperrmüll.“

„Dich nervt die Parkplatzsuche? Kauf Dir ein Fahrrad! Mutter Erde dankt es Dir!“

„Das unwissenschaftlich konzipierte Experiment (m.E. eine Selbstbespaßung elitärer Söhne und Töchter auf Kindergartenniveau) basiert auf einer Entmündigung der hier lebenden Bürger-/innen.“

„Sonnenschein und Kinderlachen. Ich will Schlaf“

„Pro Veränderung!!!“

„Ihr Pene ich zahl genug Steuern also kann ich mein Auto hier parken.“

„EINFACH MAL KLARKOMMEN! ALLE HIER! Beruhigt euch mal!“

„Als seit 25 Jahren ansässiger Handwerksbetrieb bedanke ich mich recht herzlich für das existenzbedrohende Kasperletheater hier.“

„Erde retten ist gut. Aber habt Ihr Euch mal überlegt, dass auch andere Länder es tun sollten. Siehe Verschmutzung der Meere.“

„Die Bewohner der Wundtstraße 12, 13, 14 + 15 protestieren dagegen, dass sie vom öffentlichen Verkehr ausgeschlossen werden.“

Die Nummer 12 ist umkringelt, dazu die Notiz: *„Ich nicht!“*

Zwei Tage nach der Baumscheibenbepflanzung sind alle Anwohner eingeladen, einander die Meinung auch ins Gesicht zu sagen. Die Forscher haben eine „offene Versammlung“ angesetzt, erst für Kinder, dann für Erwachsene.

Während die Kinder an einem langen Tisch sitzen und ihre Ideen für eine Umgestaltung malen oder aus Knete formen, versammeln sich um 17.30 Uhr die Anwohnerinnen und Anwohner, viele mit grimmigen Gesichtern und vor der Brust verschränkten Armen, ein junges Pärchen spielt quer über den Platz Federball. Brigitte Hinger hat im Pappstuhl-Halbkreis Platz genommen, in einer Daunenjacke, der Abend kommt, es wird frisch.

Rund 60 Menschen wollen diskutieren, mit so einer Menge haben die Organisatoren nicht gerechnet, in letzter Minute haben sie noch ein winziges Mikrofon und einen Lautsprecher organisieren können, kaum größer als ein Walkman.



Julia Jarass, die Leiterin des Projekts, begrüßt alle. Ein junger Mann neben ihr stellt sich als Moderator vor, er heiße Fiete und sei ein „Kumpel von Julia“. Er erklärt den Ablauf der Versammlung mit Vorstellung, Plenum und Projektphase, als sich ein grauhaariger Mann zu Wort meldet, das Gesicht rot vor Wut: „Wer von den Anwohnern wurde gefragt, ob wir die Verrammelung des Kiezes wollen?“

Er bekommt Applaus, spricht von einer „sektiererischen Veranstaltung von irgendwelchen Egozentrikern“, es gehe hier nicht um Demokratie, „sondern um Indoktrinierung“.

Julia Jarass versucht zu erklären, wie das Projekt entstanden ist, doch der Mann scheint nicht gekommen zu sein, um zuzuhören, er redet weiter, von der anderen Seite ruft eine Frau: „Hallo, Sie sind gar nicht dran! Können Sie mal einfach den Mund halten!“ Die Versammlung ist keine sieben Minuten alt.

Projektleiterin Jarass weist auf Paragraph 45 StVO hin, nach dem die Anordnung für den Stadtplatz von der Straßenverkehrsbehörde ausgestellt sei, der wütende Mann winkt ab und stapft davon.

Eine Frau tritt vor, will wissen, wer von den Anwesenden „wirklich“ hier wohne, etwa zwei Drittel der Hände gehen hoch.

Fiete bittet, anderen nicht ins Wort zu fallen, „tief zuzuhören“. Wer einen Beitrag gut findet, soll bitte nicht klatschen, sondern mit den Händen wedeln.

Eine Frau erklärt, wie toll es für ihren Sohn sei, direkt vor der Haustür alleine herumflitzen zu können, „das ist für uns eine ganz neue Erfahrung“. Ein junger Mann mit Bart sagt, wer Buttersäure verteile, gehöre in die Psychiatrie, „da schäme ich mich echt, solche Nachbarn zu haben“.

Ein Baby weint, ein kleiner Junge zerrt eine Gießkanne aus Blech scheppernd über den Asphalt, ein Hund kläfft. Ein Fahrradfahrer schlängelt sich an der Versammlung vorbei und pöbelt, warum sich alle hier so breit machen.



Eine Frau erinnert alle Anwesenden daran, dass sie selbst einmal Kind waren, „ich möchte eine Lanze für Kinderrechte brechen, ich habe selbst fünf Kinder“. Eine alte Dame erwidert halblaut: „Umland. Man kann auch ins Umland ziehen.“

Nach einer Stunde sagt Fiete: „Es war ganz wichtig, dass wir alle Meinungen mal gehört haben.“ Er bedauere sehr, dass jetzt keine Zeit mehr für die Projektarbeit bleibe, „da passiert eigentlich die ganze Magie“. Auf die Frage, ob man die Diskussion demnächst fortsetzen könne, sagt er energisch: „Das müssen wir sogar!“

Bevor sich die Versammlung auflöst, schlägt ein Mann noch vor, sich am Samstag um 11 Uhr wieder zu treffen, zum gemeinsamen Frühstück.

Brigitte Hinger ist da schon zu Hause, ihre Argumente wurden von anderen vorgetragen. Sie wird in der Wohnung gebraucht, der Enkel ist zu Besuch und müde, jemand muss Abendessen kochen.

Veränderungen, sagt Julia Jarass, sind immer auch mit Ungewissheiten und Befürchtungen verbunden. Die promovierte Geografin hat schon an ähnlichen Projekten mitgearbeitet, mit einem Buttersäureanschlag hatte sie bisher noch nie zu tun. „Mir war schon vorher klar, dass das Thema emotional ist“, sagt sie ernst, überrascht hat die 34-Jährige die „Vehemenz der Reaktionen“ aber doch.

Womöglich liegt das daran, dass an dieser Ecke schon lange über eine Umgestaltung nachgedacht wird, was auch einer der Gründe war, warum die Kreuzung für das aktuelle Projekt ausgewählt wurde. 2015 legte ein Planungsbüro Vorschläge für einen Umbau vor, umgesetzt wurden die Pläne damals nicht. Viele Anwohner haben aber das Gefühl, im Hintergrund würden quasi fremde Mächte an der feindlichen Übernahme arbeiten.

Wer an einem Experiment teilnimmt, ohne es zu wollen, fühlt sich schnell als Versuchskaninchen.

Das Misstrauen im Kiez ist gewachsen, auch untereinander. Wer ist dafür? Wer dagegen? Wer kann sich einen Garagenstellplatz leisten und hat deswegen kein Problem, auf Parkplätze zu verzichten? Und würde nicht der Eisladen, der das Projekt



unterstützt und bei dem man die Fragebögen abgeben sollte, am meisten profitieren?
Wer kann sich schon zwei Euro für eine Kugel Eis leisten? Ist das diese
Gentrifizierung, von der alle reden?

Jarass sagt, manche Vorbehalte seien verständlich. „Mich interessiert es natürlich auch mehr, wenn etwas vor der eigenen Haustür passiert als in der Nachbarstraße“, sagt sie. „Es geht hier um öffentlichen Raum. Der gehört zunächst einmal allen Menschen in der Stadt.“

Am 1. November wird alles abgebaut, die Kreuzung geräumt. Bis dahin untersuchen Jarass und ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter das Mobilitätsverhalten im Kiez, sie zählen den Verkehr, organisieren weitere Gesprächsrunden, hängen Updates in die Hauseingänge, laden zum „Upcycling“ alter Möbel für den Platz ein, am Ende wird es einen zweiten Fragebogen geben. Wenn das Projekt ausgewertet ist, wird das Bezirksamt entscheiden, ob und wie aus der Kreuzung ein permanenter Platz wird.

Brigitte Hinger und Jürgen Lukoschus haben schon vor dem Umbau die Straßenbäume gegossen und Blumen gepflanzt. Lukoschus geht für eine erkrankte Nachbarin einkaufen. Er spricht auch Hundehalter an, die den Kot ihrer Tiere liegen lassen. Beide beobachten mit Mitgefühl, wie der Paketbote schleppen muss, weil er nicht mehr direkt vor dem Kiosk parken kann. Die Männer von der Müllabfuhr hätten morgens die Barrieren einfach zur Seite geräumt, erzählt Lukoschus kopfschüttelnd, „das kann doch keine Lösung sein“.

Seine Frau sagt, sie sei „wie elektrisiert“ gewesen, als die Umgestaltung vor fünf Jahren schon einmal im Gespräch gewesen sei. „Aber niemand hier fühlte sich angesprochen oder zuständig.“ Ihr Mann sagt, es gebe einige, die sich engagieren. „Und viele, denen geht das sonst wo vorbei.“ Sie scheinen den Glauben daran verloren zu haben, dass hier wirklich etwas Gemeinsames entstehen kann.



Sie mögen den Kinderlärm am Vormittag, fürchten die nächtliche Ruhestörung. „Ich habe da zwei Seelen. Es ist eine friedliche Sache. Aber ich bin realistisch genug“, sagt Brigitte Hinger. „Und deswegen muss ich dagegen sein. Glaube ich. Leider.“

Die Begrünung der Baumscheiben am Dienstag ist fast abgeschlossen, die Blumen müssen nur noch gegossen werden. Der Enkel des Paares planscht herum, irgendwie gelingt es ihm, die Düse vom Schlauch zu fummeln, Wasser spritzt durch die Luft, alle lachen, das Kind wird pitschnass, Schluss für heute.

Während sie sich umdrehen und hinüber zu ihrem Hauseingang gehen, erzählt Brigitte Hingers Tochter ihrer Mutter, sie und ihr Sohn seien vor ein paar Tagen beim Spielen auf dem Stadtplatz angebrüllt worden. Ein Nachbar, den sie seit 20 Jahren kennt, habe sie verjagen wollen.

„Mama, der war so wütend“, sagt sie. „Der hat mich gar nicht erkannt.“